Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 3

Artikel: Christfest
Autor: M.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664260

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christfest.

Als es Abend wurde, sagte ich zu Heinz: „Heinz, heute ist Weihnacht. Was meinst, wollen wir nicht auch Christfest feiern?"

Da klappt Heinz bedächtig das Buch zu, über dem er den ganzen Nachmittag studiert hat, klappt es zu und nickt: „Ja, Du hast recht, wir wollen Christfest feiern. Aber es ist noch einer im Zimmer, der mich stört und den ich zuerst noch verabschieden möchte."

Und mit einer kleinen Verbeugung öffnet Heinz dem Werkeltag die Türe und begleitet ihn an die Treppe.

Der Werkeltag geht fort, mürrisch, den Hut ins Gesicht gedrückt, mit zausigem, melancholisch hängendem Schnurrbart, schmutzigen Kleidern, schlarpig im Schritt. —

Ich habe dem Werkeltag noch ein Bündel gelehrter und ungelehrter Bücher auf den Rükken geladen, ein großes, schweres Bündel: ledergebundene Folianten, zergriffene Wörterbücher, verlotterte Broschüren, Zeitungen, unzerreißbare Schulausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker und einen goldgeschnittenen Prachtband der italienischen Novellenmeister; Romane, Dramen, Epen, Memoiren, Koboldgeschichten und Jahrmarktspossen, Heldenaventüren und Troubadourseufzer, Rokokotändeleien und scholastische Gedankenschnörkel, philosophische Schmöcker und im Feuerzauber schwarz gewordene Ketzertraktate; alles, alles trägt der Werkeltag mit sich fort, und ich sage zu ihm: „Werkeltag, trag das ans Ende der Welt, du weißt, dort wo des Himmels großer Kehrichtkübel steht, die Hölle. Du kannst die Bücher dem Teufel abgeben, aber persönlich. Nein, noch besser, du wirfst sie selber ins Höllenfeuer. Schließlich kann man heutigen Tages nicht einmal mehr dem Teufel trauen. Und sag ihm, es sei alles dummes Zeug, und ich wüßte nicht, was damit anfangen."

Und ich bat den Werkeltag, er solle bei der Gelegenheit demjenigen der höllischen Lehrbuben, welche für die Menschen die Druckfarbe anreiben, sagen, daß er im neuen Jahr etwas weniger Schwarz und viel weniger Rot hineinmische, aber dafür einen ganzen Kübel Gold.

Der Werkeltag holperte die Stiege hinab und fluchte dabei höchst sündiglich über die Last der Bücher. —

Als er schon an der Haustüre war, ruf' ich ihm noch nach: „Werkeltag, du könntest dich in Zukunft auch etwas häufiger waschen, und den Hut etwas anständiger aufsetzen, und die zerfransten Hosen etwas einsäumen lassen. Einen frisch gebügelten Falt verlangt ja niemand von dir! Aber wie wär's, wenn du nicht immer den langweiligen grauen Tschopen anzögest, sondern den lustigen, gesprenkelten? Wenn du wolltest, könntest du ein ganz anständiger Mensch sein! Hie und da eine Blume in den Mund, Werkeltag, und ein Sonnenscheinchen ins Auge, nicht immer nur den Schnapsgeruch im Mund! Verstanden? Da, nimm Dir noch einen Schigg, Du kannst ja dieses Laster doch nicht lassen. Nun, leb ein Wöhlchen!"

Der Werkeltag brummte etwas von häufigem Verachtetwerden, und ich schloß die Türe. Aber als ich ihn durch den Garten weggehen sah, kam mir plötzlich in den Sinn, daß ich ihm noch etwas mitzugeben hätte. Ich riß das Fenster auf: „Halt, Werkeltag, ha-aaalt! Einen Augenblick! Diese Schachtel mußt Du auch noch mitnehmen, unbedingt. Ich brauche sie nicht mehr."

Und damit warf ich ihm eine große Kartonschachtel, groß wie eine Damenhutschachtel, — und das ist wahrlich nicht klein — eine solche warf ich ihm nach.

Sie war voll von Masken, Masken aller Art. Da war eine Maske, die immer höflich lächelt und die man aufsetzt, wenn man in die Salons der gebildeten Leute geht; eine mit einer Leichenbittermiene; die braucht man, wenn jemand gestorben ist, den man nie gekannt hat und an dessen Beerdigung man gehen muß; eine mit gefurchter Stirne, aufmerksam wie ein Sperber; diese setzte ich auf, wenn ein Professor über ein interessantes Thema langweilig dozierte oder wenn ein Herr Pfarrer desgleichen predigte, also von Zeit zu Zeit einmal. Aber item, was weiß ich, es waren viele Masken, aber jetzt sind alle fort. Ich schließe das Fenster wieder und sehe im Spiegel nur noch das gewöhnliche Gesicht des Heinz.

„So jetzt, Heinz, jetzt ist er fort und der Abend gehört uns!"

* * *

Der Abend gehört uns.

Eben hat der Werkeltag das Gartentörchen

hinter sich zugeschlagen und seine Schritte verhallen im Sturm. Schwarz jagen die Wolken über die Berge in die Abendröte. Heulend gleich einer Hunnenschar jauchzt der Wind daher, schändet die armen Tännlein vor meinem Häuschen, rast wie ein Veitstänzer um meine Bude herum, faucht wie eine Katze im Kamin, klappert wie ein Lausbube an allen Fensterladen und trollt mit einem Gassenhauer auf den Lippen, gröhlend, pfeifend, säuselnd davon.

Kalt ist der Wind, und Schnee liegt in der Luft. Es soll mich wundern, wenn es heute Nacht nicht schneit. Die Vögel piepsten vor dem Fenster: Der Winter, der Winter.

Ich ziehe die Vorhänge, rücke die Stehlampe ans Kamin, strecke mich mollig in den Lehnstuhl und stecke mein Pfeiflein mit einem Stück Glut in Brand.

Der Kater Wuz hockt auf meinen Knieen und knurrt mit dem Feuer um die Wette. Ich streiche Wuz über seinen weichen Balg: „Wuz, wie gefällt's Dir?" Aber Wuz sagt nichts. Nur wenn es mir gelingt, sieben Rauchkringlein nacheinander in die Luft zu blasen, schaut Wuz ihnen andächtig nach, als wären es in den Himmel entrückte Wurstzipfel. Dann zwinkert er mir mit seinen schläfrigen Augen, was heißen will: „Heinz, das hast Du gut gemacht!" Und der Lehnstuhl federt Beifall, im Kamin knallt das Holz vor Zufriedenheit und mir lacht das Herz. Und ich sage zum Lehnstuhl und zum Feuer und zu Wuz, zu allen meinen lieben Zimmergeistern sage ich: „Es ist gut so, der Abend gehört uns! Wir wollen Christfest feiern!"

Da ist mir, als käme die Ruhe der Nacht zu der Ruhe des Einsamen und setzte sich neben mir nieder. Wir beide hören dem Winde zu und schauen in die Glut. Alles ist so still, so heilig still. „Komm Heinz, wir wollen Christfest feiern!"

* * *

Ich liebe die stillen Feste, und das stillste ist mir das liebste: Weihnachten. Weihnachten muß schweigend vorüberziehen wie ein Mond in der Sommernacht. Weihnachten muß man kommen und gehen sehen, muß es erwarten und empfangen und beherbergen und verabschieden und ihm nachwinken. Aber viele empfangen das Fest, wie man in einem großen Hotel einen Gast aufnimmt, der nur eine Nacht bleiben will. —

Keiner hat mir ein Geschenk gebracht und keiner hat mir ein Bäumchen geschmückt. Vielleicht, wenn ich Weib und Kinder hätte, dann wäre das anders gewesen. Aber so mußte ich mir selbst meine Weihnachtsfreude bereiten.

Früher tat es die Mutter.

Ich habe mir vom Berg ein schönes grünes Tännlein geholt. Das hat noch den ganzen Waldzauber in seinen Ästen und Spinnetze über den Nadeln und duftende Erde an seinen Wurzeln. Als ich klein war, wollte ich güldene Flittersonnen dran und Silberfäden und Glassterne. Jetzt nicht mehr. Nur noch Wachskerzlein und kleine rotbackige Äpfel und einige goldene Nüsse und zu alleroberst einen schönen Stern. Und um die Wurzeln viel weiches, saftiges Moos und ein paar wollene Schäfchen drinn. Das ist mein Bäumchen.

Ich zündete es feierlich an, ging andächtig drum herum und trug die Flamme von Kerzlein zu Kerzlein, bis alle lustig flackerten und warmes Licht meine einsame Bude erfüllte. Dann nahm ich die Bibel und las das Weihnachtsevangelium, so wie es Lukas einst leuchtenden Auges einfach und schlicht geschrieben und wie es Luther verdeutscht hat. Und nachher hielt ich mir meine Christfestpredigt. Nur Wuz, der Kater, hat sie gehört. Ob er etwas davon verstanden hat oder gar, ob er mit ihrem Inhalt zufrieden war? Ich weiß es nicht, denn sie ist wirklich wenig kanzelmäßig und die Gedanken purzeln schrecklich durcheinander. Aber sie lautete so:

„Brüder, liebe Brüder Menschlein!

Ich habe etwas auf dem Herzen und das will befreit sein. Es geht nicht den Krieg an und nicht den Frieden, aber es geht Euch an und alle Welt.

Ich will schnell sagen, was es ist: Unsere Welt hat die Freude verloren, das leuchtende Auge und den staunenden Mund und das Lächeln der Seele, das Lächeln des Kindes zu Bethlehem!

Wir haben die Unbefangenheit des Herzens verloren, die Freiheit des unschuldigen Ergötzens am Sein, am reinen Sinn. Wir sind immer nur gewesen und wollen immer nur werden, aber sein wollen wir nie, sein wie das Stäubchen in der Sonne und der Regentropfen im Sturm. Wir grübeln über dem, was war, und träumen von dem, was wird, statt uns zu freuen an dem, was ist. Im Winter wollen wir

Sommer und im Herbst Frühling, nur nie den Augenblick, diesen Glückspilz. Und wenn wir ihn noch haben, dann können wir ihn nicht hinnehmen, so wie er ist und so wie er sein muß, sondern wir schulmeistern jeden Hahnenschrei, die Arbeit des großen Himmelsgärtners. Wir kritteln und nörgeln und düfteln und wollen nur alleweil verbessern, aber ich fürchte, wir verschlimmern. Wir meinen immer, wir seien schon Sechskläßler und der liebe Gott noch Häfelischüler. Statt uns zu freuen an dem, was ist. Aber das von Gott ist und noch den Hauch der Schöpferliebe in sich trägt und noch nicht von der Kunst der Unnatur überdeckt wurde. Wir haben die Liebe zum Geschöpf verloren. Wir verstehen nicht mehr zu sagen: Brüderlein Wurm und Schwesterlein Spinne, wie es der Heilige von Assissi tat, wir sind nicht mehr einfach genug, uns vom Atem eines Grautiers erwärmen zu lassen, wie das lächelnde Kind zu Bethlehem!

Wir haben die Unbefangenheit des Herzens verloren, das selige Taugenichtsen, das unverfrorene Gaffen und Staunen und das rührende Glotzen und Maulaufreißen. Aber nicht nur, daß wir die Liebe zum Geschöpfe verloren haben und nichts mehr nehmen wie es ist, sondern daß wir uns auch nicht mehr geben, wie wir sind. Wir dürfen ja, selbst wenn wir's noch können, nicht gaffen und staunen und glotzen und maulaufreißen, denn wir dürfen nicht mehr offen lieben. Wir dürfen uns nur noch interessieren. Wir fühlen nicht mehr mit dem Herzen, sondern nur noch mit der allgemeinen Bildung und mit der Mode. Wer's anders tut, ist ein Laie. So lassen wir uns sogar die Gefühle rationieren und empfinden durch Zeitungen hindurch und Bücher.

Freiheit des Herzens, wo bist du hin! Wir suchen immer nur die Freiheit des Denkens und Handelns, die des Herzens haben wir noch nicht einmal vermißt! Und das ist gerade das große Unglück, daß keiner gewahrt hat, wie der Alltag uns das Seelensonntagsgewändchen verpfändete, daß keiner schrie, als ihm die Welt mit ungeputzten Stiefeln in sein blitzblankes Stübchen trat, daß keiner hörte, als die Saiten an seinem Seelengeiglein sprangen.

O unsere Seelengeiglein! Warum spielen wir nicht mehr darauf? Nur weil uns das Lächeln des Kindes zu Bethlehem noch nicht ergriffen hat, weil wir noch nicht wissen, daß Christus, um die Welt vom Ernst seiner Liebe überzeugen zu können, ihr auch sein Lächeln zeigen mußte! —

Da bin ich schön im Predigen! Weg, Worte! Ich wollte nur sagen: Brüder, wir wollen heute Abend nichts tun als uns den Christbaum ansehen und uns freuen an der Stunde, da die Lichter der Liebe brennen. Sie erlöschen so bald!" —

Die Schatten des Christbäumchens zittern an der matt erleuchteten Decke. Der Duft angebrannten Reisigs erfüllt das Zimmer und und leise tänzeln die Räuchlein aus meiner Pfeife davon. Heinz, wo sinnst Du hin?

Ich denke an die vielen, vielen Menschen, welche jetzt wie ich glücklich um einen Christbaum sitzen und zusehen, wie die Kerzlein erlöschen, mählich, mählich, bis es ganz dunkel wird, wenn das letzte Lichtlein flehend verglimmt. Und ich denke, wenn sie sich nur ein wenig lieben wollten.

* * *

Wuz ist eingeschlafen. Im Kamin erstirbt die Glut. Der Wind ist davongestoben.

Bald kommt Mitternacht, die stille, die heilige Nacht. Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. —

Und den anderen auch!

* * *

Und morgen? Morgen ist wieder alles vorbei und alles wieder Werkeltag!

Die Ernüchterung wird kommen und die Stunde, da das Herz genug geliebt und das Auge genug geschaut und das Ohr genug gelauscht hat, die Stunde, da der Gedanke erwacht und den Tag fragt: Warum? Wozu?

Warum und wozu das graue Leben, warum Schmerz, Kampf und Unglück? Und warum einmal im Jahr nur diese liebevolle Weihnachtszeit?

Vielleicht das alles nur, um ein wenig Flamme zu sein und warm zu geben.

Vielleicht? Gewiß! Ein wenig Flamme sein und dann erlöschen — das genügt.

Komm, Heinz! Wir rauchen noch ein Pfeiflein! — Ich öffne weit das Fenster, kalte Winterluft strömt in mein Zimmer. Ich drehe das Licht aus, der Mond leuchtet hell genug.

Ein letztes Pfeifenräuchlein steigt empor und es singt ganz einfältig.

„Guter Mond, du gehst so stille . . .!"

Dr. M. A.